

Der alte Geiger

Autor(en): **Bosenstein, H. von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1926-1927)**

Heft 19

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669121>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der alte Geiger.

Nach dem Konzert versammelten sich die Mitglieder des Orchesters wie gewöhnlich in ihrem gemütlichen Stammlokal.

Beethovens Achte war gespielt worden, vorher ein Orchesterkonzert von Brahms und eines von Busoni.

Ein anstrengender Abend für Publikum und Künstler, am meisten aber für den jungen Dirigenten, dessen Person und Fähigkeit man nunmehr am Stammtisch einer ausführlichen Kritik unterzog.

Die Meinungen gingen auseinander, aber man erhitzte sich keineswegs. Dirigierte doch ungefähr jeden dritten Tag ein anderer, der sich in der Hauptstadt gewissermaßen die Weihe holen wollte. Wozu sollte man sich da für oder gegen einen aufregen?

An dem kleinen runden Tisch in der Ecke saßen die Meister der ersten Violinen. Die hatten das ursprüngliche Thema längst fallen gelassen, hatten Politik, Unglücksfälle, Morde, sensationelle Prozesse und andere Wichtigkeiten erledigt und bestürmten just den Primengeiger Konrad Eberhard um Hörtörchen und Anekdoten vom Hoforchester seiner Jugendzeit.

Eberhard wiegte den grauen Kopf, dann sagte er nachdenklich:

„Ja, ja, von all denen, die mit mir jung waren und mit mir ansingen, ist nur noch einer da: der Musikdirektor, der Generalissimus, wie ihr ihn nennt.“

Wir haben uns eigentlich immer gut getragen, der Alte und ich. Und ich hoffe, wir werden auch miteinander aushalten bis zum Ende ...

Und beide in den Seelen sterben,“ schloß er leise.

„Ach Unsinn, Primus,“ lachte sein Nachbar. „Von einem Ende und vom Sterben ist noch lange keine Rede. Der Alte kann dich überhaupt gar nicht entbehren. Und was sollte das Orchester anfangen ohne dich?“

In den Augen des alten Geigers blitzte es auf und ein heißes Glücksgefühl durchströmte ihn. Was der ehrliche Kerl da neben ihm ausgesprochen hatte, war gewiß die Meinung aller, war auch die Überzeugung des Musikdirektors, mußte sie ja sein ...

Er brauchte nichts zu fürchten, eines Tages einfach abgefäht und durch eine jüngere Kraft

ersetzt zu werden. Er würde allabendlich die geliebte Geige im Arm halten können, Hunderte mit seinem Spiel entzückend — bis dann ein Größerer die Melodien seines Lebens verstummen hieß.

Es wäre ja auch ganz unmöglich, ihm den Platz zu nehmen, den er nun schon dreißig Jahre inne hatte, einen anderen auf seinen Stuhl zu setzen, ihn in einer der hinteren Reihen untertauchen zu lassen.

Was würde das für ein Zischeln und Raunen geben, was für ein leises Bemitleiden auf der einen, was für ein hämisches und schadenfrohes Gesichterverziehen auf der andern Seite!

Vor allem aber seine Seele . . . die würde daran zugrunde gehen, die lebte ja nur in Klang und Melodie! Die war wie verwachsen mit dem Stuhl vorn an der Rampe neben dem Dirigenten. Es war nicht Ehrgeiz, was ihn festhielt, oder gar blöde Eitelkeit, nein, es war die Angst, die heiße, atemraubende Angst vor der Unfähigkeit des Alters, vor der Unmöglichkeit, in seinem Orchester und für sein Orchester fürder das sein zu können, was doch Lebenserfüllung für ihn bedeutete.

Denn seine Seele vermochte sich überhaupt nur aufzutun in dem Singen der Meistergeige. Schwieg diese, dann mußte auch sie verstummen, mußte verklingen und erfrieren in der Nacht unendlicher Einsamkeiten.

Was für eine Welt das war, die in dem Kleinen schwarzen Kasten schlief, was für eine seltsame Wunderwelt — das ahnte keiner und würde auch nie einer verstehen, der nicht ganz seines Wesens war.

Weib und Kinder, Liebe und Treue und Heimatfriede, wahrlich, mit froher Dankbarkeit genoß er seinen herrlichen Besitz. Aber in Glück und Lust, in Liebe und Freundschaft und Sorge war doch die Geige sein bester Kamerad.

Er fühlte es immer und immer wieder und immer und immer tiefer, wie einsam ein Künstler ist. Und daß diese Einsamkeit größtes Glück bedeutet und heißeste Sehnsucht . . . und wehestes Entsagen. — Deshalb war in seinem Spiel auch ein Klang wie von fernen und schweigenden Bergen oder vom Meere, wo es im Mittagssonnenbrande liegt.

Eberhard zuckte fast unmerklich zusammen, dann aber richtete er sich straff empor.



Karl Spitzweg, Der Kaktusfreund.

Nein, nein, nein, er würde nicht weichen. Er wollte keine Schwäche und Müdigkeit kennen, bis der Tod selbst ihm den Bogen aus der Hand nahm.

Die Unterhaltung ringsum war recht vergnügt, und keiner hatte sein Verstummen beobachtet. Aber er selbst fühlte das eigene Schweigen plötzlich wie etwas Furchtbares, Ahnungsbares.

Mit erzwungener Lustigkeit mischte er sich

da und dort ins Gespräch, erzählte auch einige der vorher gewünschten Geschichten von Serenissimus und seiner Hofkapelle.

Mit halbem Ohr lauschte er dabei auf das Gespräch am Nebentisch, das sich nunmehr um den „Alten“ drehte.

Man spöttelte gerade ein bißchen über das „übertriebene Bartgefühl“ des alten Edelmannes, das ihm nie erlaube, einen untauglichen oder zu alt gewordenen Musiker ohne weiteres mit dürren Worten zu entlassen.

„Irgend einen Modus findet er immer, daß die Pille nicht gar zu bitter schmeckt,“ sagte eben einer, und nun wußte jeder ein anderes Beispiel anzuführen.

„Aber am liebsten macht er es doch so,“ meinte halb lachend der erste Cellist, „daß er dem betreffenden Todesopfer den Nachfolger als einen Gast vorstellt, der mir eben ein paar Tage das Instrument des Herrn Soundso spielen möchte. Gewiß hätte der Herr Soundso die Liebenswürdigkeit, dem Gaste für diese kurze Zeit seinen Platz zu überlassen . . .“

Der so höflich Gebetene tut das natürlich mit Vergnügen, und in neun von zehn Fällen ist das das Ende. —“

„Jeder, den's mal trifft, hält sich natürlich für den zehnten Fall, und erst, wenn der angebliche Gast den Platz allzulange festhält, fängt er an zu begreifen,“ fügte in gleichem Tone der Oboist hinzu.

Eberhard hatte die linke Hand unter dem Tische verkrampft, und es wurde ihm einen Augenblick dunkel vor den Augen.

Verspürte er doch just wieder jenes seltsame Kribbeln und Stechen in den Gelenken, jene Müdigkeit und Schwäche, die ihn in den letzten Monaten ab und zu überfiel — manchmal mitten im Konzert.

Er biß dann immer die Zähne zusammen

spielte, als gälte es sein Leben, damit nur keiner, keiner das leise Beben des Tones höre.

Und offenbar hatte auch noch niemand etwas bemerkt! Das bewiesen doch wohl die Worte des jungen Nachbarn da mit den Blondlocken, der so andächtig und hingebungsvoll die Pauke bearbeitete. Und der als Freund des Sohnes im Eberhardschen Hause beinahe täglicher Gast war und ihn daher auch viel öfter und zwangloser spielen hörte als all' die anderen. Wenn der es noch nicht bemerkt hatte, wußte es keiner!

Er fing wirklich an, alt zu werden, machte sich dumme, grillenhafte Gedanken und sah am hellen Himmel verderbenbringende Gewitterwolken.

Die Tür am anderen Ende des langgestreckten Raumes hatte sich geöffnet und durch sie betrat der Musikdirektor das Zimmer, gefolgt von einem ziemlich jungen Manne mit blassem, verlebtem Gesichte.

Er hätte nur ein halbes Stündchen Zeit, sagte der „Generalissimus“, Dr. Baron von Benthing, rückte zwei Stühle an den Tisch der Geiger, stellte seinen Begleiter als den bekannten Violinisten Rebell vor, plauderte ein bißchen mit diesem und jenem, erhob sich wieder und verschwand mit samt dem jungen Künstler so plötzlich wie er gekommen war.

Vorher aber hatte er Eberhard wie beiläufig zugeflüstert:

„Herr Rebell ist so entzückt von Ihrem Spiele, daß er Sie gern besuchen und von Ihnen lernen möchte. Darf er kommen?“

Eberhard hatte genickt und etwas vor sich hingemurmelt, was man mit einigem guten Willen für eine Zustimmung halten konnte, und Benthing war auch entschieden geneigt, es als eine solche anzusehen. Dann aber, als er gerade seinen Zylinder ergriff, trat der weißhaarige Geiger mit einer fast brüskten Gast vor ihn

hin und sagte mit fremder und klangloser Stimme:

„Meinen Platz, Herr Doktor, meinen Platz werde ich ihm dann auch gerne abtreten . . .“ Und es war ihm zumute, als stoße er sich selbst den Dolch ins Herz. Aber dennoch mußte er die Worte aussprechen — eine fremde, dunkle Macht in seiner Brust zwang ihn dazu, wie sie ihn in diesem Augenblick wohl auch gezwungen hätte, sein eigenes Todesurteil auszusprechen.

Der Musikdirektor war blaß geworden und



Karl Spitzweg, Der Antiquar.

es schien, als wollte er etwas erwidern. Dann aber biß er sich auf die Lippen und schwieg. — Lag es doch nicht in seiner Macht, einen Verfall aufzuhalten, der seinem feinen Ohre längst bemerkbar geworden war. Der alte Mann mußte eben damit fertig werden, mußte es um der Kunst willen, der sie beide durch ein Menschenalter hindurch und länger mit reinem Herzen gedient hatten.

Bald nach ihm verließ auch Eberhard den Kreis der Freunde und Kollegen, um sich auf den Heimweg zu begeben.

Nach seinem Weggang begann am Geigertisch ein Flüstern und Köpfe zusammenstecken. Man hörte ab und zu etwas von Des-Dur und Zweiter Satz und Finale, aber Fragen von den andern Tischen fanden bei der Tafelrunde keine Antwort.

„Ihr werdet sehen oder vielmehr hören,“ sagte schließlich einer, und weiter war nichts mehr aus den Geheimnisräumern herauszubringen.

„In Gold fassen wird der Alte unsern Primus,“ meinte dann später noch, unter der Haustüre, der erste Cellist. „Das hätte ihm ja keiner zugetraut — diese Fülle und Kraft der Erfindung, diese Schönheit der Melodie. Es ist eine Sünde, daß der Mann so etwas jahrelang im Schreibtisch vermodern läßt, anstatt mit all dem Wohlklang die Welt zu erfüllen.“

„Berühmt wird unser Eberhärddchen an einem einzigen Tag!“ brummte in tiefstem Bass die erste Bratsche. „Daraufhin kann Benthing ihn überhaupt nicht gehen lassen! . . . Übrigens — das würde Eberhard auch nicht überleben.“

„Paufe, du bist ein Prachtferl,“ fügte ein Dritter hinzu. „Ihm die Partitur so geschickt aus dem Kulte zu stehlen — das war bisher deine beste musikalische Leistung!“

Der Meister der Pauke hatte einen roten Kopf bekommen, denn er war nicht so ganz überzeugt davon, daß sein väterlicher Freund sich mit dieser „Zwangsent eignung“, mit diesem Mißbrauch genossener Gastfreundschaft so leicht aussöhnen würde. Mochte tausendmal seine eigene Jüngste, Helga, es dem Freunde verraten haben.

Doch nun war's geschehen und das Schicksal würde schon alles zum Besten wenden.

Seit Rebell Eberhards Haus besuchte und ab und zu den alten Künstler „übungshalber“

im Orchester vertrat, schien des Primgeigers Antlitz langsam runzelig zu werden. Und in seinen Augen war eine Hoffnungslosigkeit, eine Leere, ein Verzagen, daß es die Seinen mit heißer Angst erfüllte. Und häufig war er müde, todmüde . . .

Zur Tausendjahrfeier der Stadt sollte die Neunte den Schluß des Konzertes bilden. Was aber Beethoven in dieser Schöpfung sagt, das war allezeit des greisen Primgeigers Heiligtum gewesen.

Hatte Musikdirektor Benthing das vergessen, als er ihm eines Tages auf die Schulter klopfte und lächelnd sagte:

„Diesmal genießen Sie wohl Ihren Liebling tausendfach, wenn Rebell an Ihrer Stelle sich müht und Sie nur zu hören und zu sehen brauchen?“

Stumm nickte Eberhard, stumm packte er seine Geige in den Kasten und verließ erhobenen Hauptes das Künstlerzimmer. —

Als der Abend des Festkonzertes kam, fühlte Eberhard sich ein wenig angegriffen und blieb lieber zuhause am gemütlichen Schreibtisch sitzen.

Freundlich lächelnd entließ er die Seinen. Seine Frau, die ihm über die Schulter blickte, sah einen angefangenen Brief an den vertrautesten Freund.

„Keiner kann dem Alter und der Müdigkeit entrinnen,“ stand da auf dem weißen Bogen — weiter nichts.

Als um 11 Uhr Frau Brigitte in das Arbeitszimmer ihres Gatten eintrat, saß er noch immer am Schreibtisch und der offene Geigenkasten stand neben ihm. Seinem Briefe aber hatte er nur einen Satz hinzugefügt:

„Die Jugend ist stärker als alles andere.“

Dann war zu ihm der Größere gekommen, und die Melodie seines Lebens verklang.

Das Violinkonzert von Konrad Eberhard, das der alte Meister jahrelang versteckt gehalten hatte, bis ein Zufall in Gestalt seiner Tochter Helga es ans Licht brachte, hatten die Freunde zu seinem Geburtstag einstudieren wollen.

Nun haben sie es ihm zum Lebenswohl gespielt — während der Sarg, den auf des toten Geigers Wunsch nur ein einziger schmaler Kranz zierte, langsam in die Tiefe sank.

H. von Bosenstein.